

Werk

Titel: Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853

Kollektion: Itineraria; Nordamericana

Werk Id: PPN234252782

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN234252782> | LOG_0014

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=234252782>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

XXXIII.

Ein Besuch auf den Zuckerplantagen der Louisiana.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in New-Orleans erhielten wir von einem dortigen Banquier ein Empfehlungsschreiben an mehrere der bedeutendsten Zuckerplanzer der Louisiana. Wir haben immer gefunden, daß, nächst Geld, das Handbillet eines Geldmannes eine der nützlichsten Recommendationen ist, und besonders in der Louisiana, wo selbst der Hauptbesitz so häufig in Kapitalnöthen gerathen soll. In dem Empfehlungsbriefe war noch eines zweiten Fremden gedacht, welcher eben im Auftrage einer deutschen industriellen Unternehmung die Zuckerplantagen des Südens bereiste, um sich mit deren Cultur und den verschiedenen Erzeugungsprocessen vertraut zu machen. Dieser Herr aber meinte, er würde noch genug Pflanzungen und Siedereien

auf der Insel Cuba und in Westindien sehen, und schlug die Einladung aus. Wir fuhren also allein auf dem Dampfer Music nach den Plantagen der „Küste“, wie die Bewohner von Louisiana die Ufer des Mississippi zu nennen pflegen.

Unter der Reisegesellschaft befanden sich viele Creolen, d. h. Abkömmlinge eingewanderter Franzosen. Die wenigsten unter ihnen waren der englischen Sprache mächtig, aber alle hatten sich die zahllosen kleinen Unarten der Amerikaner des Südens mit staunenswerther Perfection angeeignet. Sie kauften, fluchten, tranken Whiskey, spielten Ucker, bissen sich die Nägel, und streckten, mit dem Körper sich in einem Armstuhl balancirend, ihre langen Spindelbeine über das Schiffsgeländer hinaus in die Luft. Obschon wir nur ungefähr 50 Meilen den Mississippi aufwärts fuhren, so nahm diese Fahrt doch einen ganzen langen Tag in Anspruch, indem wir fast an jeder einzelnen Plantage anhielten, um Waaren abzuladen oder Passagiere aufzunehmen. Endlich gegen 8 Uhr Abends landeten wir auf einer der großartigsten Plantagen im Pfarrbezirk Saint Jacques.

Da man von unserer Ankunft bereits brieflich unterrichtet war, so befanden sich schon ein paar rabenschwarze Neger auf dem Landungsplatze, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen, und uns nach der Wohnung zu begleiten. Da unser Besuch ge-

rade in die roulaison oder Erntezeit fiel, so hatten alle Hände vollauf zu thun, und wir trafen daher den Besitzer in größter Thätigkeit im Fabrikgebäude, wo er persönlich Tag und Nacht den Erzeugungsproceß leitete. Auf einer Erhöhung mitten unter dem Lärm der geschäftigen Maschine stand, von allen Seiten frei, eine einfache Bettstätte, mit einem Muskitoneg aus feinem weißem Musselin überhängt, die dem Chef des Hauses für wenige Nachtstunden zum Ausruhen diente.

Wir ersparten uns den Besuch des Etablissement's für den nächsten Morgen, und nach dem Austausch der gewöhnlichen Höflichkeiten führte uns ein Sklave nach dem Schlafgemach. Es war derselbe Neget, der uns am Schiff empfangen hatte, ein guter, lustiger Kauz. Die Neget, welche mit Creolen zusammenleben, oder von diesen abstammen, nehmen gemeiniglich auch deren leichte gefällige Manieren an. Der Neget-Creole ist weit pfliffiger und heiterer, als jener des Nordens, aber er ist nicht so sittlich. Der Schlaf, dem wir uns jetzt hinzugeben versuchten, war ein nur wenig stärkender; nachdem uns ein paar Stunden lang alle Schaudermomente aus „Uncle Tom's Cabin“ durch den Kopf schwirrten, erschien uns noch im Traume der Knabe aus Portugal, der nach seiner Ankunft in New-Orleans als Sklave verkauft worden war, und die deutsche Waise, Marie Miller, die

zwanzig Jahre lang das Joch der Sklaverei erdulden mußte, und erst kürzlich freigelassen wurde; wir waren daher herzlich froh, als uns der heitere Morgen von diesen düsteren Erscheinungen erlöste.

Das Zuckerrohr, welches in Westindien und Brasilien seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gebaut wird, wurde in Louisiana erst im Jahre 1796 von einem Cubaner, Namens Mindez, eingeführt. Vor dieser Zeit kultivirte man Indigo, Baumwolle, Tabak und Reis. Als Mindez in Terre au boeuf das erste Zuckerrohr pflanzte, war seine Absicht nicht, so nahe es auch lag, Zucker zu gewinnen, sondern Tassa, ein in Westindien vielgetrunkenes, whiskey-ähnliches Getränk daraus zu bereiten. Aber die Speculation schlug fehl, und das Guildive (wie man in Cuba das Gebäude nennt, in welchem dieser Liqueur erzeugt wird) ging nebst dem Alambic (Tassa-Apparat) zu Grunde. Jetzt kaufte der Creole Borret die aufgelassenen Pflanzungen, und fabricirte zum großen, augenöffnenden Erstaunen des Don Mindez nicht Tassa, sondern — Zucker. Vom Augenblicke an, wo man sich durch das Gelingen dieses Experiments überzeugt hatte, daß das Zuckerrohr auch in der Louisiana die zur Bereitung des Zuckers nöthige Reife erlange, nahm die Pflanzung des Zuckerrohrs mit jedem Jahre mehr überhand, und gegenwärtig zählt Louisiana bereits 1474 Zuckersiedereien, welche

jährlich durchschnittlich 200,000 boucauts (Oghofte) oder 200 Millionen Pfund Zucker, und außerdem 18 Millionen Gallonen Syrup erzeugen. Das Zuckrohr gedeiht indeß nur in der südwestlichen Louisiana bis zum 31. Breitengrade. Am Red river, wo man ebenfalls solche Pflanzungsversuche gemacht, hatten dieselben nicht mehr den gewünschten Erfolg gehabt.

Der großartige Aufschwung der Zuckersfabrikation hat auch eine wesentliche Preisveränderung des Fabrikats erzielt, und während Zucker im funfzehnten Jahrhundert noch ein so kostbarer, luxuriöser Artikel war, daß im Jahre 1459 Margareth Barton, aus einem kleinen Städtchen Schottlands, an ihren Mann, der in Geschäften nach London reiste, das schriftliche Gesuch stellte, er möchte doch so gnadenvoll sein (vouchsafe), ihr ein Pfund Zucker mit heimzubringen, vermöglicht der dermalige Erzeugungspreis von drei Cents pro Pfund auch den Mindestbemittelten am Genuß dieses edlen Naturproductes theilnehmen zu können.

Nach der alten französischen Eintheilung besitzt jede Zuckerplantage, bei einer Tiefe von 40 Arpents,*) einen Arpent oder 180 Quadratfuß Uferland, um für

*) Das alte französische Flächenmaß Arpent ist um 18 Prct. kleiner als der amerikanische Acre, der 230 Quadratfuß mißt.

360 Anblick eines Feldes mit reifem Zuckerrohr.

deren Erzeugnisse den Vortheil der leichtern Beförderung und Verschiffung zu haben. Ein Grundstück von diesem Flächenraum behauptet gegenwärtig einen Werth von ungefähr 5000 Dollars.

Auf den Feldern sahen wir männliche und weibliche Negerklaven thätig, mit einem schneidigen, sichelartigen Instrument das Rohr seiner reichen Blätterwucht zu entblößen, und dann mit einem scharfen Stieb knapp am Boden abzuschneiden, während andere sich unaufhörlich bückten, um das geschnittene Rohr in Pakete zu sammeln und mit seinen Naturblättern gebunden auf einen Karren zu werfen, der es nach dem Pressapparate beförderte.

Ein Feld reifen, hochstämmigen Zuckerrohrs mit seinen schmalen, langen, goldgelben Blättern wäre ein gar prächtiger Anblick, wenn man dabei nicht immer an Negerschweiß und Sklavenseufzer erinnert würde. Die Pflanze wird hier 8 — 10, in Westindien sogar bis 20 Fuß hoch, und erreicht $4\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Der Stamm ist dicht und zähe, aber leicht brechbar und von grüner Farbe, die sich zur Zeit der Reife in ein liches Gelb verwandelt. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang und 1 — 2 Zoll breit, und gilben sich ebenfalls bis zur Ernte.— Obwohl das Zuckerrohr in der Louisiana genugsam reift, um zur Fabrikation verwendet werden zu können, so kommt es doch daselbst niemals

in den Zustand der Blüthe; kein einziger Pflanzer der Louisiana, den wir besuchten, hatte jemals die Blüthe der Pflanze gesehen, die ihm doch so goldene Früchte bringt! Das Zuckerrohr beginnt gewöhnlich erst im 11. oder 12. Monat nach seiner Pflanzung zu blühen; seine Blüthen sind zahlreich, ohne Blumenblätter, von weißlicher Farbe mit drei Staubfäden.

Das Zuckerrohr (*arundo sacchifera*) wird zeitig im Jahre, wenn eine ernste Frostgefahr nicht leicht mehr zu befürchten steht, meist schon im Februar, gebaut, wo das zur Pflanzung bestimmte Rohr ungefähr 2 Fuß tief horizontal in den Grund gelegt, und sodann wieder mit Erde bedeckt wird. Die Pflanzen eines Acker, welche einen Werth von 100 Dollars vorstellen, sind hinreichend, um 5 Acker damit zu bebauen, da aus jedem in die Bodenfurche gelegten Rohr wieder zahlreiche Pflanzen ersprießen.

Man baut drei verschiedene Gattungen Zuckerrohr: das Creolen-Rohr (*canne créole*) aus Cuba, das schon Mindez im Jahre 1796 pflanzte, und das in Westindien bis zu einer Höhe von 3000 Fuß noch gedeiht; das Otahetti-Rohr (*canne crystalline*), welches in der Heimath sogar bis zu einer Höhe von 5000 Fuß vorkommen soll, und das gestreifte Rohr (*canne à ruban*), welches erst im Jahre 1826 aus Java eingeführt wurde. Am ergiebigsten und

362 Ertrag eines mit Zuckerrohr bepflanzten Arpent.

beliebtesten ist das letztere (*canne à ruban*), weil es am besten dem Einflusse des klimatischen Wechsels, der Kälte und den Winden, der Nässe und der Trockenheit widersteht.

Jeder Neger hat jährlich die Cultur von 7 Arpents Zuckerpflanzung und 3 Arpents Mais zu besorgen. Während der Erntezeit, wo die junge schwarze Bevölkerung vom ersten Sonnengruß bis zum letzten Lichtstrahl auf dem Felde ist, kann ein guter Arbeiter täglich einen halben Arpent ernten. Weiber und ältere Neger hingegen nicht mehr als $\frac{1}{4}$ Arpent. Jeder Arpent giebt 18—20 Karren voll (*charrets*) Rohr, und liefert durchschnittlich 1000 Pfd. Zucker und 500 Pfd. Zuckersaß (*molasses*). In günstigen Jahren hat sich das Erträgniß eines Arpent von 180 □Fuß schon bis auf 1500 Pfd. gesteigert. Die Arbeitskosten eines Arpent betragen jährlich circa 21 Dollars oder ungefähr $\frac{1}{3}$ des Ertrages.

Wenn man sich mit der Ernte verspätet hat, und selbst der angestrengteste Menschen- und Maschinenfleiß nicht im Stande ist, das rohe Zuckerrohr vor dem muthmaßlichen Eintritt des so sehr gefürchteten ersten Frostes aufzuarbeiten, so wird das geschnittene Rohr auf dem Felde in Pakete gelegt und mit dichten Blättern wohl bedeckt, was man in der Pflanzersprache *matelas* nennt. Dieses Verfahren reicht vollkommen hin, um das Rohr vor dem Frostver-

derben zu schützen, denn wenn auch das Thermometer zuweilen bis auf 32° F. sinkt, so erholt es sich doch bald wieder, und erreicht oft schon in der nächsten Stunde eine Höhe von 50° F.

Zur Zeit, als wir diese Rundreise durch das Zuckergebiet der Louisiana vornahmen, Anfangs December, zeigte das Thermometer fast durchschnittlich 75° F. (19° R.)

Nach 5 oder 6 Jahren des Ertrages läßt man eine Pflanzung gewöhnlich 1 oder 2 Jahre ruhen, und darum besteht eine jede Plantage meistens aus zwei bis dreimal so viel Grundstücken, als sich in Zuckercultur befinden. Auf den ertragsunfähig gewordenen Feldern baut man zumeist Bohnen, weil die Pflanzung dieser Gemüseart bisher als die dem Boden zuträglichste erkannt wurde. Ja, manche Plantagenbesitzer sind in dieser Beziehung derart scrupelhaft, und fürchten so sehr, dem Boden die benötigte Nahrung zu entziehen, daß sie sogar von der gereiften Bohnenfrucht keinen Gebrauch machen, sondern dieselbe überackern und dem Boden als Düngervermehrung belassen. Ein anderes Düngungsmittel sind die Rohrabfälle (bagasse), die einige Pflanzer, wenn selbe aus der Presse kommen, nach dem Felde zurückführen und dort verfaulen lassen, während andere sie vorher in Asche verwandeln, und dadurch eine erhöhte Düngungskraft zu erzielen glauben.

Wenn die geschnittenen Zuckerrohre gleich Garben vom Felde heimgeführt sind, so werden sie mit einer Maschine in Verbindung gebracht, die zwischen drei Stahlcylindern den Nahrungssaft auspresst, und sodann das zermalmte Rohr durch eine geschickte Vorrichtung entweder in den Feuerofen, oder auf den Düngerhaufen weiter befördert. Der gewonnene Saft aber läuft durch verschiedene Bottiche nach den eisernen Cylindern, in welchen der Kochproceß geschieht. In der Siederei des Herrn A. . . . sahen wir vier große Cylinder nach dem System Rieux*), wovon jeder einzelne 6000 Pfund

*) Auf den Paragon Sugar works, bei dem eben so betriebsamen, als geschäftskundigen Plantagenbesitzer Herrn Lapice, ist zur Bereitung des Zuckers das System Deronne-Gaille in Anwendung. Der Zuckersaft tropft hier aus einer Rinne über 12 mit Dampf geheizte kupferne Röhren, und gewinnt durch diese Triefung 5° Beaumé an Intensität. An der Stelle nämlich, wo der Proceß beginnt, besitzt der Zuckersaft 28°, und dort, wo er den Apparat wieder verläßt, hat derselbe bereits 33° Beaumé erreicht. Auch in der Benutzung des Zuckerrohrs bestehen auf dieser Plantage große Verbesserungen. So wird das Rohr hier zweimal, zuerst zwischen drei, und sodann zwischen zwei Cylindern zermalmst, wodurch anstatt der gewöhnlichen 60 % nahe an 75 % Zuckersaft gewonnen werden sollen. Auch ist man eben mit einer Vorrichtung beschäftigt, um, wie auf der Plantage von

aufzunehmen im Stande ist. In denselben kocht der Zuckersaft bei einer Hitze von 160° F. durch 5—6 Stunden. Derselbe wird von den sorgsamem Aufsehern in seinem Kochproceß mittelst zwei Krystallgläsern von 4" im Durchmesser belauscht, welche sich an beiden Enden eines jeden Cylinders befinden, und durch ein auf der entgegengesetzten Seite angebrachtes Kerzenlicht die genaueste Einsicht in die innerliche Geschäftigkeit gestatten. Hierauf wird die Flüssigkeit in Holzbehälter zur Krystallisation abgezapft, und später in Fässer gefüllt. Der ganze Erzeugungsproceß, vom Moment, wo das frischgeschchnittene Zuckerrohr in die Quetschpresse ge-

Dsgood, die Abfälle des Zuckerrohrs als Brennstoff zu verwenden, und deren Flamme direct unter die Cylinder zu leiten, was alle 24 Stunden eine Ersparniß von 27 Klafter (cords) Holz erzielen soll, da diese neue Feuerungsmethode, statt der jetzigen 30 Klaftern, nur 3 Klaftern des Tages in Anspruch nehmen soll.

Die übrigen Einrichtungen sind dieselben wie auf andern Plantagen. Die Neget sind wohl genährt, aber unter strenger Zucht gehalten, und am Barn vor dem Fabrikhaus steht man auch hier gesattelte Pferde stets bereit, um ihre Besitzer selbst nach einer geringen Entfernung von zuweilen nur wenigen hundert Schritten zu tragen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Menschen in dem Verhältnisse, als andere Hände die Arbeit für sie verrichten, selbst für die leiseste Kraftäußerung zu träge und zu lässig werden.

schleift wird bis zur vollendeten Krystallisation, dauert nicht länger als 10 Stunden, so daß in einem Etablissement mit 4 Kochapparaten (cylindres oder tigres) während der Ernte alle Tage ungefähr 20,000 Pfd. Zucker erzeugt werden.*)

Bei allen diesen Einrichtungen sahen wir Neger-
sklaven als Mechaniker, Ingenieurs, Maschinisten und
sogar als Leiter des ganzen Erzeugungsprocesses
thätig, und jeder der Pflanzer lobte uns die Pünkt-
lichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der sich dieselben
ihrer Obliegenheiten entledigen. Wiederholt hörten
wir von Sklaven erzählen, die so klug, besonnen
und geschäftskundig „wie ein Weißer“ sind, und

*) So vortheilhaft die Zuckersfabrikation der Louisiana auch erscheint, so kann dieselbe gleichwohl nicht ohne den höchsten Schutzzoll bestehen, und müßte im Momente zu Grunde gehen, wo der 40 Procent betragende Eingangszoll auf westindischen Zucker aufgehoben würde, denn um 100 Pfd. Zucker zu erzeugen, braucht man in der Louisiana 12 — 1500 Litres Zuckersaft, in der Havana hingegen für das gleiche Quantum nur 800 Litres. Nach den uns von mehreren Pflanzern gemachten Mittheilungen geben 100 Pfd. Cubazucker 8½ Pfd. Raffinat, während 100 Pfund Zucker in der Louisiana nur 56 Pfd. raffinirtes Product geben. Dies zeigt am besten, daß die Cultur des Zuckers in der Louisiana keine natürliche, sondern eine dem Boden abgedrungene ist, und nur von einem so beharrlichen Volke wie die Amerikaner erzwungen werden konnte.

dabei so ehrlich, daß man ihnen die größten Summen anvertrauen könne, ohne eine Veruntreuung befürchten zu müssen. Wie würden sie aber erst in ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung gewinnen, wenn sie lesen, schreiben und beten könnten! In ihrem jetzigen Zustande der Unwissenheit und Erniedrigung bleiben sie trotz ihrer mannichfachen Anlagen doch nur Maschinen, die nach Gefallen gebraucht werden. So giebt es auf den meisten Creolen-Pflanzungen alte Neger des Hauses, sogenannte „hommes de confiance“, welche mit den Deutschen „Vertrauten“ viel Aehnlichkeit haben, und als Spione gegen die neugekauften ameriktanischen Sklaven dienen.

In der Regel ist es braunes Fabrikat, was die Zuckermanufacturen der Louisiana in großen Holzfässern (boucauts) von 1000 Pfund Gewicht auf den Markt bringen. Die Erzeugungskosten sollen ungefähr 3 Cents pr. Pfund betragen, während im Handel das Pfd. Zucker 5—6 Cents im Werthe hat.

Wie in Deutschland die Winger Traubengeschenke machen, so schicken die Pflanze der Louisiana während der Ernte frisch geschnittenes Zuckerrohr an ihre Freunde nach der Stadt, und es sieht gar komisch aus, Weiße und Schwarze ein saftiges stämmiges Rohr gleich einer Düte an den Mund führen, und seiner ganzen Länge nach absaugen zu sehen.

Die Ernte und die Zuckersabrikation nehmen durch-

Schnittlich zwei Monate des Jahres in Anspruch. Während dieser Zeit arbeiten die Neger gegen 18 Stunden, und haben nur 6 Stunden für ihre Raft. Selbst des Sonntags wird zu dieser Zeit auf den meisten Plantagen gearbeitet, um auch nicht einen Augenblick zu verlieren, wodurch man von der Ungunst des Wetters ereilt werden könnte. Die Plantagenbesitzer erzählten uns alle, die Zeit der Ernte sei für die Neger die heiterste und angenehmste Saison des Jahres, die Epoche, in welcher sie am wenigsten von Krankheiten geplagt sein sollen. Wer aber gleich uns beobachtet hat, wie gerade zu jener Zeit die Sklaven jedes Geschlechts und jedes Alters in tiefendem Schweiß sich abmühen müssen, um so rasch als nur möglich das heikliche Product in Sicherheit zu bringen, und die Tasche des Herrn auf Kosten ihrer Gesundheit selbst vor dem kleinsten Schaden zu schützen, der wird wohl, trotz dieser Beteuerungen, eine andere Meinung behalten.

Wenn Ernte und Fabrikation vollendet sind, die Dampfmaschinen und die Pressen wieder bis zum nächsten Herbst ruhen, und schon bald die neue Pflanzung beginnt, dann gestatten allerdings die Pflanzer den Sklaven einige Tage der Ruhe und Erholung, wie man ein Zugpferd nach schwerem Gewinnbringendem Fuhrwerk einige Tage lang im Stall sich neue Kräfte sammeln, und ihm besseres Futter reichen

läßt. Während dieser kurzen Frist sollen auf den Plantagen manche Belustigungen Statt finden, und wirklich nur wenige Neger geprügelt werden. Aber eine aufrichtige Freude, ein wahrer Genuß kann es unmöglich sein, wo schon die nächste Zukunft wieder mit derselben Noth, derselben Tyrannei entgegengrinzt.

Die Wohnungen der Sklaven (camps) haben fast auf allen Plantagen das gleiche Ansehen, eine Reihe kleiner unaussehlicher, weißbekalkter Holzhütten, mit hölzernen Balken anstatt der Fenster und meistens theils gepflastertem Boden. Manche Sklaven haben ein kleines Gärtchen vor ihrem Hause, wo sie Gemüse bauen, aber lieber als Blumen züchten sie Geflügel oder Schweine. Wenn man das Innere dieser Hütten besucht, kann man wohl ziemlich auf den Charakter des Plantagenbesizers schließen. Bei einem strengen, geizigen Sklavenhalter sehen auch die Wohnhütten der Neger verwahrlost, dürftig und verfallen aus; unter einer wohlwollenden Herrschaft trifft man reinliche, saubere, oft sogar mit Bildern und Draperien ausgestaffirte Räume.

Die unverheiratheten Neger wohnen getrennt; die Familien, die in der Regel aus 7 bis 8, oft auch aus 10 Gliedern bestehen, wohnen beisammen; wer kann aber in einem Sklavenleben überhaupt sagen, was eine Familie ist? — Nicht die Gemüthschar-

monie des Vaars, sondern die rohe Speculation des Sklavenzüchters auf eine kräftige Brut schließt die geschlechtliche Verbindung. — Nicht der Vater ist das Oberhaupt der Familie, schützt sein Weib und seine Kinder, und sorgt durch seiner Hände Arbeit und seiner Stirne Schweiß für deren Besserbefinden; die Laune des Mannes, dessen Eigenthum er und die Seinen sind, bestimmt allein, unwiderredbar und unverantwortlich, über des Sklaven und der Seinen Geschick. Heute sitzen noch die Negermutter und der Vater, Töchter und Söhne in ihrer armen Sklavenhütte traulich und ahnungslos beisammen, und den nächsten Tag werden sie vielleicht schon getrennt und einzeln Schulden halber verkauft, oder durch Erbschaft vertheilt, oder aus Speculation ausgeliehen, oder einem drängenden Gläubiger als Pfand gegeben!

Es ist nicht immer die Hartherzigkeit der Sklavenzüchter, welche den Negern das schrecklichste Loos bereitet, oft ist es vielmehr die Weichheit des Herzens, die Leichtfertigkeit ihrer sinnlichen Naturen, welche die Sklaven noch tiefer erniedrigt, noch mehr entfittlicht und verzweifelnd macht. Bei einem der Plantagenbesuche fiel uns ein Mulatte von einigen zwanzig Jahren auf, der sichtbar besser behandelt und zu leichteren Arbeiten verwendet wurde. Derselbe war die Frucht einer unlegitimen Verbindung

eines Plantagenbesizers der Nachbarschaft mit einer Negerklavin, und wurde beim Tode seines Vaters von den Erben gleich den anderen Sklaven verkauft. Als wir ihn sahen, lebte er unter einem wohlwollenden Herrn, der ihn als Jäger, Kutscher u. s. w. benutzte und das Unglück seiner Lage zu beherzigen schien. Wer steht aber dafür, daß er nicht schon in der nächsten Zukunft durch den Tod seines gegenwärtigen Eigenthümers in einen minder rücksichtsvollen Beiß übergeht? Wenn jeder Sklavenzüchter auch alle die Sklaven mild und rücksichtsvoll behandeln wollte, die weißes oder gar sein eigenes Blut in den Adern haben, so würde sich bald die Sklavenzucht nicht mehr auszahlen! Zwar ist auf den Plantagen der Louisiana die Gesammtheit der Neger von dunklerer, urthümlicherer Complexion als in anderen Sklavenstaaten des Südens, gleichwohl fanden wir auf jeder der von uns besuchten Plantagen mindestens ein paar Duzend Mulatten, und manche hatten sogar eine nicht dunklere Gesichtsfarbe als ihre Besitzer selbst.

Einmal übernachteten wir auf einer Pflanzung, wo uns ein junger Halb neger von besonders einnehmendem Außern zur Bedienung zugewiesen wurde. Wir bemerkten bald, daß derselbe der Liebling seines Herrn und der Gespieler von dessen Kindern war.

Eine nähere Nachfrage unterrichtete uns, daß sein Vater ein Plantagenbesitzer ist, der durch Schulden- drang alle seine Sklaven, worunter vier sein eigenes Fleisch und Blut waren, verkaufen mußte, und daß dieser vielversprechende Junge nebst seiner Mutter für 1500 Dollars ihrem jetzigen Herrn „zugeschlagen“ wurde. Die anderen drei Sprößlinge einer leichtfertigen Stunde, „in der gewiß der Mensch das Letzte war, woran gedacht wurde“, wanderten, die erworbenen Güter eines neuen Herrn, in fremde Sklavenstaaten und sehen sich wohl schwerlich oder nur mit Schmerz wieder. Wer die lachende Gegenwart dieses jungen Halbblut-Negers sah, ohne sein Schicksal zu kennen, mußte ihn eher beneiden als bedauern; wer aber dessen Geschichte vernommen und an seine Zukunft denkt, wenn einmal in überlegenderen Jahren das Verbrechen seines Vaters, die Schande seiner Mutter, die Verzweiflung seiner Brüder in ihrer ganzen Schauerlichkeit vor seine Sinne treten werden, der wird fast in Versuchung kommen, ihm den Tod zu wünschen. —

Der Seelenpreis hat in der Louisiana durch die Seuche der letzten Jahre eine sehr hohe Ziffer erreicht. Einer der Pflanzer sagte uns, „er möchte gern seinen Nothpfennig, einige 20,000 Dollars, zum Ankauf von Negern verwenden, aber die letzte Cholera habe sie zu sehr vertheuert.“ — Ein tüch-

tiger, arbeitskräftiger Neger von 30 Jahren wird bis zu 2000 Dollars bezahlt, besonders wenn er noch Vollblut ist, weder lesen noch schreiben kann, und auch von der Bibel nicht viel Kunde hat, denn je mehr weißes Blut in seine Adern hineinkommt, je aufgeklärter und verständiger ein Neger wird, desto mehr verliert er an Werth:

„Er denkt zu viel, die Menschen sind gefährlich.“

Eine Negerflavin von kräftigem, gesundem Körperbau ist immer 800 bis 900 Dollars werth, und mit einem Kinde sogar 1200 Dollars. Einzelne Kinder, die man, um sie verkaufsgerecht zu machen, für 10 Jahre ausgab, die aber in der Natur sicher erst 8 Jahre alt waren, sahen wir selbst am Sklavenmarkte im St. Louis-Hotel in New-Orleans für 500 Dollars verkaufen. Der Leser sieht, so ein Neger kostet ein Sündengeld, und der Sklavenzüchter meint, es sei ihm nicht zu verargen, daß er aus diesem Menschenkapital so viel als möglich „herausschlägt.“

Die gegenwärtige Sklavenbevölkerung der Vereinigten Staaten, 3,204,093 Seelen, stellt, Männer, Frauen und Kinder durchschnittlich gerechnet, ein Kapital von nahe an 3000 Millionen Dollars vor, und an dieser Menschenanleihe ist der Staat Louisiana mit 203,807 Seelen oder 203 Millionen Dollars betheiligte. Seltsamer Weise konnten wir trotz

eifriger Erkundigungen nicht die genauen Unterhaltungskosten eines Sklaven erfahren; die wenigsten Plantagenbesitzer führen kaufmännisch geordnete Bücher, und selbst die gewissenhaftesten waren über eine solche Frage sehr erstaunt und wußten sich nicht Rechenschaft darüber zu geben. Ein Sklavenhändler sagte uns, er berechne bloß die baaren Auslagen, die ihm ein Neger im Laufe des Jahres verursache, und schätze diese für Kleidung, Arzt, Medicamente u. s. w. auf 60 Dollars, aber dabei zog er weder die Interessen der Seelen-Ankaufssumme, noch die Verköstigung, noch sonstige kleine Auslagen in Calcul. Nun hat aber jeder Neger zweimal am Tage Salzfleisch und Syrup zum Frühstück, und bei strenger Arbeitszeit oder großer Hitze zweimal am Tage einen Schluck (un filet) Whisky; man kann daher mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, wie uns auch später von mehreren Pflanzern zugestanden wurde, daß die Erhaltung eines Negers, sämtliche Ausgaben mit inbegriffen, jährlich sicher nicht weniger als 120 Dollars beträgt. Auf den zwölf von uns besuchten Zuckerplantagen sahen wir auf keiner weniger als 200, auf mehreren über 400 Negerklaven. In Kentucky und Virginien soll es Pflanzler geben, welche deren, wie Schafherden, bis zu 1200 besitzen. Eine solche schwere Zahl repräsentirt eine

gewaltige Summe Geldes, und bricht unter ihnen eine Epidemie, wie z. B. im Jahre 1850 die Cholera aus, so geht zugleich auch ein schönes Stück Kapital mit zu Grabe.

So hatte ein einziger Pflanzer während dieser Schreckenszeit von 350 Sklaven 63 binnen vier Wochen verloren, und dadurch ein Kapital von mindestens 63,000 Dollars eingeschartt. Dabei mußte derselbe außerdem 1000 Dollars an zwei Aerzte bezahlen, welche sich während dieser Epidemiewuth auf seinem Besitztume als ärztliche Beistände aufhielten. — Ein anderer Plantagenbesitzer, bei dem wir einsprachen, hatte ebenfalls in diesem Jahre von 200 Negern 27 an der Cholera und 47 an den Blattern verloren, denn nächst der asiatischen Seuche sind es namentlich Blattern und Fieber, welchen die schwarze Race leicht zum Opfer wird. Auch das sogenannte Sinflechen (*lingering disease*) wird vielfach tödtlich, und nimmt gewöhnlich, wie schon sein Name andeutet, nur einen allmäligen Verlauf. Es ist größtentheils die Folge allzu großer Ueberarbeitung oder eines moralischen Unbehagens. — Im Allgemeinen beträgt die jährliche Sterblichkeit unter den Negern der Plantagen zwei Procent.

Noch eine andere Krankheitspecialität will ein Dr. Cartwright beobachtet haben, welche der Neger-race eigenthümlich sein soll. Derselbe nennt sie alles

Erstes Drapetomania oder „Entwischsucht“ *), und schlägt für dieselbe eine sehr ausgiebige Heildosis vor. Wahrhaftig, es wird selbst einem freien Weißen „durchgeherisch“, wenn man wissenschaftliche Männer eine so naturbegründete, gesunde Erscheinung, wie das Entweichen eines Negerflaven, als eine Krankheit und eine Manie bezeichnen hört.

Was die Gesetze über die Behandlung, Bestrafung und Beschützung der Negerflaven anbelangt, so besteht wohl ein besonderer „Black Code“, der zwar dem alten spanischen Code noir vom Jahre 1778 nachgebildet, aber nicht ganz so human ist, und nur in den seelenschreiendsten Fällen Anwendung findet, wie z. B. in Kentucky und Süd-Carolina, wo zwei Sklavenbesitzer gehängt wurden, welche ihre Neger zu Tode peitschen ließen. Im Allgemeinen aber ist der Sklavenhalter das Gesetz und der Richter, denn kein Neger kann gegen seinen Herrn als Kläger oder Zeuge auftreten, und kein Weißer kümmert sich um den armen schwarzen Sklaven, der doch nur ein „Halbmensch“ ist.

Im frühern spanischen Code war jedem Neger das Recht des Loskaufens zugestanden, sobald derselbe im Stande war, die benötigte Summe herbei-

*) Diseases and peculiarities of the Negroes, by Dr. Cartwright. De Bow's Review 1852. Vol. II. p. 347.

zuschaffen. Der Sklavenhalter ernannte einen Vertreter, und der Neger ebenfalls einen, und diese beiden bestimmten die Höhe der Verkaufssumme. Konnte man sich um den Werth des Negers nicht einigen, oder verlangte der Besizer einen höhern Preis, so wurden zwei andere Richter ernannt, und deren Entscheidung war sodann ausschlaggebend. Der Sklavenbesizer konnte nicht länger weewigern, den Neger um die vermittelte Loskauffsumme freizugeben. Diese humane Verfügung, wie so manche andere, sind gegenwärtig aufgehoben, und der Black Code wird nur in jenen Fällen zu Rathe gezogen und in Anwendung gebracht, wo er sich in ziemlich ausführlicher Weise über die Strafverfahren gegen Neger vernehmen läßt.

Die allgeineinste Strafe ist die Peitsche, welche auch gegen weibliche Sklaven angewendet wird. Zwanzig Hiebe ist die gewöhnliche Anzahl für kleine Vergehungen; es giebt aber Neger, welche mit 80 und sogar 100 Peitschenhieben auf nackten Körper gezüchtigt werden. Die zweite Strafe besteht in einer Art Krummschließung mit „seps“ oder „stocks“, halbrunden Hölzern, welche um die Fußgelenke befestigt werden, und die Sklaven nach der Laune des Herrn auf die reinlichste Weise nicht nur jeder Bewegung, sondern selbst der Circulation des Blutes berauben.

Manchmal hinken die Neger noch Wochen lang nach überstandener Strafe.

Die mehr oder minder häufige Anwendung von Strafen hängt weniger vom Betragen der Neger, als von dem Charakter und der Nationalität ihrer Besitzer ab. So z. B. verfahren die Creolen weit strenger und rücksichtsloser mit ihren Sklaven als die Amerikaner; diejenigen, welche Sklaven ererbt haben, sind weit humaner, als solche, welche sie am Markte zu hohen Summen erstanden. Eben so schwierig ist es, die Veranlassung anzugeben, welche eine Züchtigung herbeiführt. Wo es so völlig in der Laune eines Einzigen liegt, über Hunderte von Menschen mit unumschränkter Gewalt zu gebieten, die auf einen Blick wie Würmer vor ihm auf der Erde kriechen, findet sich so leicht, so bald eine ärgernißgebende Ursache. Der Sklavenbesitzer darf aus Geldmangel in übler Laune sein, oder eine Flasche Wein „weiter getrunken haben“, oder ein Liebesabenteuer darf fehlschlagen, und die Veranlassung ist gefunden. Und wie zuweilen ein gewöhnlicher Erdensohn im Zustande des Unmuths ein Portefeuille zornig auf den Tisch schleudert, oder mit dem Fuße wildkräftig auf die Erde stampft, so rächt der Sklavenbesitzer sein meist selbst verschuldetes Geschick auf dem unschuldigen Rücken seiner Sklaven.

„Avez-vous donné la fouette au nègre?“ frug eines

Abends ein Sklavenbesitzer einen uns zum Dampfschiffe begleitenden Sklaven mit derselben besorgten Miene, wie sich ein gewissenhafter Arzt bei einem Wärter erkundigen würde, ob er wohl dem Patienten die heilungversprechende Arznei gereicht habe. — „Je l'ai bien sonetté,“ war die schauerliche Antwort des selbst in seinen nebenmenschlichen Gefühlen in die Sklaverei versunkenen Schwarzen. — Und was gab die Veranlassung? — Der zu Peitschenhieben verurtheilte Neger hatte nicht so zeitig, als man wünschte, das Dampfschiff wahrgenommen, das uns auf einer Vergnügungstour nach dem Süden tragen sollte!

Einige Monate nach dem Besuche der Plantagen an der Küste unternahmen wir einen zweiten Ausflug nach den Zuckerpflanzungen der Bayoux, jener zahlreichen Nebenarme des Mississippi, in welche sich derselbe ungefähr 100 Meilen oberhalb New-Orleans theilt, und die auf noch größeren Umwegen als der Hauptstrom dem Golf von Mexiko zufließen. Es waren Pflanzungen von Creolen und von amerikanischen Besitzern, auf denen wir einsprachen. Die ökonomische Verwaltung war ziemlich dieselbe, wie auf den früher in Augenschein genommenen Besitzungen; uns war auch gegenwärtig mehr um eine genaue Kenntniß der Lage und Behandlung der Sklaven, als um die Behandlung des Zuckerrohrs zu thun.

Wir wollten durch diese mehrfachen, auf den verschiedensten Plantagen und zu verschiedenen Zeiten gemachten Besuche unser Bewußtsein vor dem Vorwurfe eines unreifen und unberechtigten Urtheils schützen, und durch praktische Anschauung jene Erfahrungslücken ausfüllen, welche selbst ein eifriges und unverdroffenes Studium der nicht immer sehr erquicklichen Literatur des Sklavenwesens zurückgelassen hatte, und wir tragen um so weniger Bedenken, die wichtigsten und interessantesten Momente dieses Besuches hier mitzutheilen, als wir niemals und nirgends aus der beabsichtigten ehrlichen und unparteiischen Veröffentlichung des Erlebten ein Hehl machten. Auch der oft gehörte, engherzige Vorwurf, die Europäer würden besser thun, ihre einheimischen socialen und politischen Mißstände zu heben, statt die Brandfackel der Agitation in fremde Länder zu tragen, soll uns nicht abhalten, unsere aufrichtige Meinung über die Zukunft der Negerklaven des freien Amerika's auszusprechen. Haben sich doch auch die Amerikaner mehr denn ein Mal in gesellschaftliche und politische Zustände fremder Länder gemengt, und sich an manchen Revolutionskriegen der letzten Jahre weit thatsfächlicher als durch bloße Sympathien betheiligt.

Um den Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden, wollen wir das Leben der Neger von seiner

Geburt in der Sklaverei bis zu seinem Tode in derselben Kürze schildern, und immer gleich jene Beobachtungen beifügen, wie sie auf den einzelnen Plantagen zu unserer Kunde gelangt sind.

Die Ehe der Neger wird schon aus materiellen Interessen von allen Plantagenbesitzern gleich begünstigt, nur mit dem zeitweiligen Unterschiede, daß sich manchmal der „master“, wie der Neger seinen Zuchtherrn nennt, in diesem Moment einen Zwang anmaßt und für die Paarung stets mehr auf die Muskelkraft, als auf die Sinnesgleichheit Rücksicht nimmt. Darf man sich dann aber über die Folgen von Unsitlichkeit, Unfrieden und Scheidung wundern, welche man so häufig beklagt? — Jedes Kind empfindet schon die Schmerzen der Sklaverei, noch ehe es geboren wird, denn die Mutter muß häufig bis zu dem letzten Wehemoment hart im Felde arbeiten, weil in einem solchen Zustande „Bewegung sehr vortheilhaft sein soll.“ — Auf allen Plantagen bestehen sogenannte Baby-rooms, d. i. Säuglingsanstalten, wo alle Sklaventkinder der Plantage aufgezogen werden.

Jede Negerin ist die Amme ihres Kindes, und genießt meistens auch die Ehre, die junge weiße Brut der zarten, schwächtigen Pflanzersfrau säugen zu dürfen, was einen seltsamen Contrast zu der sonst herrschenden Ansicht von der inferioren, der Thiernatur sich nähernden Race bildet. Auf diese

Weise haben die Kinder der meisten Pflanzer dasselbe Blut in ihren Adern, das sie in späteren Jahren so roh verachten. Auffallend aber ist, daß die Negermütter die Kinder ihrer Beherrscherinnen mit noch größerer Sorgfalt und Liebe pflegen als ihre eigenen, und daß trotz einer zuweilen tyrannischen Behandlung fast niemals noch ein Fall der Rache vorgekommen sein soll. Obwohl manche Negerfamilie 6 bis 8 Kinder hat, so kommt doch kaum die Hälfte über die Säuglingsjahre hinaus, und die meisten sterben an Krankheiten der Haut und des Unterleibes.

Bis zum 10. Jahre werden die Kinder auf den Plantagen fast zu keinerlei Arbeit benutzt, und, den ganzen Tag auf den Wiesen herumtummelnd, in jener Trägheit und Indolenz eingeschult, die man später den Erwachsenen so bitter zum Vorwurfe macht. Trotzdem daß die Sklaven nirgends Gelegenheit finden, ihre Denkkraft zu üben und auszubilden, trifft man doch häufig unter ihnen vortreffliche Schreiner, Schuster, Schneider, Küfer und Nagelschmiede, welche alle handwerklichen Vorkommnisse im Hauswesen zur reellsten Zufriedenheit besorgen. Auch sind sie uns, was ihre moralischen und intellectuellen Eigenschaften anbelangt, im Allgemeinen als ehrlich, verträglich, gemüthlich, wißbegierig und lernempfindlich geschildert worden, was am besten das Argument umstößt,

als seien sie durch ihre beschränkte Auffassungsgabe zu ewiger thierischer Unwissenheit verdammt. —

Es war für uns ein gar peinlicher Moment, als ein Creolenpflanzler, um uns von der Unkenntniß der Neger zu überzeugen, mehrere Sklaven in's Zimmer kommen ließ und ihr Verstandesvermögen einer Prüfung unterzog. Mit einem Gefühl der Beschämung, das selbst den schwarzen Teint der Negerhaut durchdrang, antworteten die Befragten selbst auf die alltäglichsten Fragen nur mit dem traurigen Schweigen der Unwissenheit. Weder über ihr Alter, noch über den Tag, das Datum und den Monat, in dem wir lebten, wußten sie Bescheid zu geben. Nur ein einziger Neger von ungefähr 30 Jahren vermochte bis auf 13 zu zählen; aber keiner der Befragten wußte, aus welchem Lande eigentlich die Schwarzen kommen. Ist aber ein solches Examen nicht beschämender, gewissenerrothbender für den freien Weißen, als für den schwarzen Sklaven? —

Daß die Neger bildungsempfänglich sind, beweist ferner ihr Geschick als Prediger und Bibeldeuter dort, wo sich, wie bei geistlichen Pflanzern, der gänzliche Ausschluß alles religiösen Unterrichts nicht gut mit der gesellschaftlichen Stellung des Sklavenhalters verträgt. Es werden dann gewöhnlich ältere Neger im Lesen und im Studium der Bibel unterrichtet, welche am Sabbath der versammelten Sklavengemeinde vor-

beten und gewisse vom Plantagenbesitzer vorgezeichnete Bibelstellen auslegen. Im Ganzen besitzen die Sklaven nur dunkle Begriffe von Religion und Seelen-Unsterblichkeit. Gleich den Traditionen der Bergangenheit fehlen ihnen auch alle Sagen von der Zukunft. Ihr ganzer Glaube besteht in Aberglauben und in einem großen Respect vor Hexen und bezauberten Hufeisen.

Von dem Zeitpunkte an, wo dem Sklaven zum ersten Male schwerere Arbeiten auferlegt werden, und das geschieht gewöhnlich mit dem 12. Jahre, bis zu seinem letzten Lebensseufzer ändert sich in der Regel wenig in seinem Lebensplane. Sein ganzes Dasein theilt sich nur in die Mühen des Tages und den Schlummer der Nacht. Was dazwischen liegt, ist selten etwas Anderes als Krankheit, Seelenkummer oder Prügel. —

So lange ein Sklave nur einigermaßen arbeitsfähig ist, wird derselbe zur Arbeit angehalten, und wir sehen alte, graue Negergestalten noch mit jungem Sklavenblut an Arbeitstüchtigkeit wetteifern. Tritt Schwäche und Gebrechlichkeit ein, so muß der Pflanzler den Sklaven sorgenfrei weiter erhalten; aber dann giebt es noch immer leichtere Geschäfte, die sich auch für morsche Knochen eignen, zu verrichten, und der Sklavenschweiß wird wie das Zucker-

rohr bis zum letzten nutzbringenden Tropfen ~~aus~~ gepreßt. —

Die zeitweiligen Vergnügungen der Sklaven in freien Abendstunden bestehen in Ballspiel, Tanzen, Singen und Musictren. Vorzugsweise sind es die Fiedel oder das Banjo, eine Art Zither, denen sie muntere Töne zu entlocken verstehen. Als wir einmal einen Sklaven, der uns von einem Plantagenbesitzer zu demselben Zwecke zugewiesen war, wie Herrscher ihren fremden Gästen Adjutanten zur Seite geben, um die Lieblingslieder der Neger frugen, antwortete uns derselbe: Wenn sich die Sklaven über den Schmerz ihrer Lage gar nicht mehr zu trösten wissen, dann fangen sie gewöhnlich zu singen an. Und der Pflanzer, der solche Töne hört, freut sich vielleicht über die Zufriedenheit und Heiterkeit seiner Sklaven.

Während dem Erntefeste, der Hauptbelustigung des ganzen Jahres, veranstalten sie Umzüge und verfassen besondere Lieder und Reden auf die Gelegenheit. Aber sie sind gewöhnlich nur eine höchst prosaische Aufzählung der Ereignisse des Jahres, Aeußerungen der Freude über die überstandene Arbeit, Wünsche des Gedeihens u. s. w.

Stirbt ein Sklave, so soll derselbe zwar gesetzlich mit den Segnungen der Kirche versehen in geweihter Erde begraben werden, jedoch die meisten

Pflanzler suchen sich dieser nutzlos gewordenen Bürde so billig als möglich zu entledigen. Niemand als sein Gewissen oder höchstens ein bigotter Nachbar wird es auch dem Sklavenhalter verargen und nachreden, wenn er den todten Sklaven ohne kirchlichen Segen und ohne Sarg in einen Winkel der Plantage wie jeden andern Leichnam einscharrt. Und wer weiß, ob nicht schon mancher Pflanzler über den Verlust eines theuer erkauften Negers in dem Gedanken einigen Trost gesucht, daß der unverwüßlich nützliche Sklavencadaver vielleicht noch unter der Erde einen vortheilhaften Dünger abgiebt! —

Einen Beweis, wie einzelnes Wohlwollen selbst über das Institut der Sklaverei einen versöhnenden Schleier zu verbreiten vermag, lieferten uns die behaglichen Tage, welche wir auf der großartigen Besitzung des Bischofs P. in Bayou La Fourche zu brachten. Hier ist mit liebevoller christlicher Hand Alles gethan, um einem bestehenden, momentan unabweislichen Uebel seine giftigsten, verlegendsten Stoffe zu benehmen. Kein gefühlstumpfer Aufseher schwingt hier mit brutaler Willkür die lange Peitsche, kein roher Egoismus legt dem Gefühle und der Seele des Sklaven irgend einen Zwang auf, keine Trennung der Familie, kein Verkauf findet Statt, und in ihrem sittlich gehäbigen Zustande macht die ganze schwarze Plantagen-Bevölkerung den

Eindruck alter Familientnechte, deren Wohlbefinden mit dem des Hauses eng verwachsen ist. Sie genießen Alle Religionsunterricht, und Einzelne können vollständig lesen und schreiben.

Wir können uns nicht wundern, daß der verehrte Bischof, wenn er seine Neger im Vergleich mit den Sklaven anderer Pflanzungen so sittlich und geistig vorgeschritten sieht, das Institut der Sklaven nicht mehr für ein so großes Uebel ansieht und sogar im Civilisations-Interesse der äthiopischen Race betrachtet. Könnte man aber nicht eben so gut aus dem Anblicke seiner schwarzen Bevölkerung und ihrem sittlichen Gedeihen den Schluß ziehen, daß dies gerade die Folge des geringern Sklavenregimes ist, welches auf seinem Besizthume herrscht? Könnte man nicht mit demselben Rechte vermuthen, daß sich der Zustand der Sklaven in dem Maße bessern wird, als die Bande der Sklaverei loser werden?

Trotz der Schwierigkeit einer ruhigen Discussion bei der Aufregung, in welche selbst gebildete Sklavenbesitzer gerathen, sobald die Emancipationsfrage auf's Tapet kommt, haben uns doch die meisten Sklavenhalter die Bildungsfähigkeit, den friedlichen Sinn und die Rechtlichkeit der Negerbevölkerung in ihrer Gesammtheit zugestanden, und wie sie selbst bei einer supponirten gewaltsamen Lösung der Sklavenfrage zwar ein allgemeines „Davonlaufen“, aber

durchaus kein Rachegericht der befreiten Neger erwarteten. Ja, mehrere Pflanzer erklärten uns sogar, daß sie sich in einem solchen, wenn gleich kaum denkbaren Falle nirgends sicherer fühlen würden, als auf ihrer Besitzung mitten unter ihren Sklaven! Das ist das ehrenvollste Zeugniß, das man der unterdrückten Race ausstellen kann!

Die Besorgnisse von einer plötzlichen Emancipation sind nicht der verheerende Zorn oder der vernichtende Haß der Menschen, sondern der hemmende Einfluß, den dieselbe vermeintlich auf die Cultur des Landes, auf die Zukunft der südlichen Staaten ausüben würde. Bei diesem wichtigsten Punkte angekommen, wollen wir das Gebiet fremder Mittheilungen verlassen, und auf dem festern Terrain eigener Anschauung unsere Ansichten über die Emancipation der Sklaven und ihren Einfluß auf die Zukunft der Sklavenstaaten zu entwickeln versuchen.

In unserer Eigenschaft als Deutscher scheinen wir ein ganz besonderes Recht zu haben, über die Schmach der Sklaverei ein Wort des Tadels sprechen zu dürfen, weil die deutsche Nation in Amerika die einzige war, welche sich niemals am Sklavenhandel betheiligte*), weil „die armen Herzen von Kirchheim, die

*) History of the U. States, by George Bancraft. Boston 1845. I. p. 404.

kleine Handvoll deutscher Freunde aus den Hochlanden des Rheins“ als die Ersten erscheinen, welche Klagen über die Unchristlichkeit und Ungesetzlichkeit der Sklaverei erhoben, und bereits im Jahre 1688 der Gesetzgebung des Staates Pennsylvanien eine in diesem Sinne abgefaßte Erklärung überreichten*).

Es scheint fast unglaublich und liefert eine traurige Bestätigung der egoistischen Blindheit des Menschen, sobald sich's um Privatvorthail handelt, daß es in dem freien, aufgeklärten Amerika noch der Erörterung einer Frage bedarf, welche selbst das Freiheitstrübe Auge der Bewohner des europäischen Continents schon längst scharf aufgefaßt und entschieden hat. Der Leser erwarte indeß nicht, daß wir im Nachstehenden die Sklavenfrage von dem gewöhnlichen Standpunkte des Christenthums, der Humanität oder des Rechts auffassen und beurtheilen werden. Wir sind zu bescheiden, um zu glauben, daß es unseren einfachen Kräften gelingen könnte, die herzverknöcherten, einsichtstarren Anhänger des Sklaventhums durch jene religiösen und humanen Beweismittel von der Ungerechtigkeit der Sklaverei zu überzeugen, welche vor uns weit begabtere Naturen, weit eminentere

*) Grahame, History of the Unit. States. Philadelphia 1845. 2. edition, p. 387.

Federn eben so eindringlich als vergebens vorzubringen sich bemühten.

Hat man sich doch nicht einmal gescheut, sogar die Bibel, dieses geistliche Gesetzbuch, zur Rechtfertigung der Sklavenzucht zu benutzen, und gewisse dunkle Stellen dieser heiligen Schriftzüge durch den egoistischen Sinn zu entweihen, mit welchem man das Sklaventhum nicht nur bibelgemäß, sondern sogar als Gottesbefehl zu deuten sich vermaß*). Daß

*) Die Hauptstellen der Bibel, worauf geistliche Sklavenbesitzer das Recht der Sklaverei zu begründen sich bemühen, sind: Genesis 9. Cap. 27. Vers und 24. Cap.; Exodus, 21. Cap. 6. Vers; Leviticus 25. Cap. 44—46. V. Sie übersetzen das zweifelhafte „dulos“, das vielfach im figürlichen Sinne bald als Knecht, bald als Diener gebraucht ist, fortwährend durch „Slave“ und meinen, wenn Abraham, der Freund Gottes, 318 Sklaven hatte, warum soll ein schlichter Pastor in Mississipp oder Louisiana nicht auch ein paar hundert Schwarze halten dürfen? Und sind nicht die Kinder Ham's ein „gottgeächtetes Volk, doomed to serve?“ — „Und zeigt nicht die Epistel des Paulus an Philemon deutlich, daß es auch schon dazumal starrköpfige Sklaven gegeben haben muß, die ihrem Herrn davongelaufen sind? Ist es nicht der Apostel Paulus selbst, der dem entlaufenen Knechte Onesimus befiehlt, zu seinem Herrn zurückzukehren?“ — Aber die geistlichen Herren der Sklavenzuchtstaaten scheinen zu übersehen, daß es eben derselbe Apostel ist, welcher seinem Freunde Philemon die Wiederaufnahme des Onesimus empfiehlt, und zwar „nicht als

sich Sklaverei ganz gut mit dem Gewissen protestantischer Geistlicher und sogar mit dem unschuldvollen weißen Priesterkleide der Episkopalkirche verträgt, zeigt hinlänglich die Thatsache, daß sich unter den Sklavenzüchtern des Südens 1600 Geistliche befinden, welche zusammen über 600,000 Sklaven, also ein Fünftel der Gesamt-Sklavenbevölkerung als ihr Eigenthum besitzen und vielleicht gerade darum am Sabbathmorgen mit um so gläubigerem Bewußtsein Demuth und Unterwürfigkeit von der Kanzel herab predigen! — — —

Knecht“ (das heißt, nicht mit 50 Peitschenhieben oder eisernen Handschellen), sondern „als ein geliebter Bruder.“ Klingt dieser Satz nicht vielmehr, als ob schon der fromme Apostel ein Abolitionist gewesen wäre, als ob er viel mehr zur Emancipation als zur Sklaverei aufgemuntert hätte? Das Traurigste bei diesen Bibelnachweisungen ist, daß sie von neuem die Elasticität und Mehrdeutigkeit vieler in diesen frommen Traditionen enthaltenen Sätze bekräftigen, denn die Gegner des Sklaventhums suchen durch dieselben Bibelstellen das Gegentheil zu beweisen. Der wahre Christ sollte sich aber weniger an jene Mittheilungen über das Hausgesinde der Patriarchen halten, die doch auch nur Menschen waren, als an jene heiligen Christusprüche: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! Thue deinem Nächsten, wie du willst, daß dir geschehe.“ In diesen Christusworten liegt sicherer eine Verdammung jeder Art von Sklaverei, als in allen anderen Bibelstellen eine Beschönigung derselben.

Wenn aber selbst die Gleichheitslehren des Christenthums nicht im Stande sind, die Menschen eines Nebels, eines Verbrechens zu überweisen, um wieviel weniger darf man vermuthen, daß die Beurtheilung der Sklavenfrage vom Gesichtspunkte der Humanität aus eine kräftigere Wirkung, einen emancipationsfreundlichen Eindruck hervorzubringen im Stande wäre? Es wäre vergebene Mühe, eine Saite berühren zu wollen, für die es in der Egoistenbrust eines Sklavenhändlers kein Echo zu geben scheint und die selbst die geistige Virtuosität eines Wilberforce, Clarkson, Marigny, Abbé Gregoire u. A. eindrucklos und vergebens angestimmt haben.

Auch eine historische und wissenschaftliche Erörterung der Frage dürfte schwerlich zum Ueberzeugungswechsel der Sklavenbesitzer beitragen. Umsonst haben sich Pritchard *) und andere Männer der Wissenschaft bemüht, das schreiende Unrecht des Sklaventhums durch die physische Geschichte der Menschheit wissenschaftlich zu begründen; umsonst hat Dr. Tiedemann in Philadelphia bewiesen, daß bei einer Untersuchung von 41 Negerschädeln und 77 Schädeln der kaukasischen Race bei den wenigsten ein Unterschied in der Gehirnentwicklung gefunden werden

*) *Researches into the physical history of mankind*, by Dr. J. C. Pritchard. Vol. II. p. 349.

konnte; vergebens hat man die niedere Bildungsstufe der Negerrace nur als den Einfluß geographischer Verhältnisse dargestellt*), umsonst lehrt die Erfahrung, wie Jahrhunderte der Unterjochung auch ein stolzes Heldenvolk zu einer indolenten Sklavenhorde erniedrigen können**). Die Sklavenhalter beharren

*) Ritter, Erdkunde von Asien, 1832. S. 24. 25. Zudem dieser ausgezeichnete Gelehrte die Ursache der geringern Civilisation der Afrikaner dem Einflusse geographischer Verhältnisse beimist, sucht derselbe seine Ansicht durch die Nachweisung zu bekräftigen, daß in Afrika auf 150 Q.-Meil. Land erst 1 Meile Küste kommt, während sich z. B. in Europa auf je 37 Q.-Meil. Land 1 Q.-M. Küste berechnet, was den internationalen Verkehr und dadurch die Cultur und Civilisation wesentlich fördert.

***) Eine ähnliche traurige Erscheinung bieten die Indianer Nordamerika's, die, seit Jahrhunderten verfolgt und vertrieben, sich gegenwärtig noch in demselben Kindheitszustande der Civilisation befinden, in welchem sie die ersten französischen Ansiedler, welche 1532 den St. Lorenzstrom hinauffuhren, vorfanden. Auch in Europa mag der zu seiner Belehrung Reisende ähnliche Beobachtungen anstellen, wenn er mit den Volksclassen des südlichen Italiens in Berührung kommt. Kein Volk der Erde steht vielleicht auf einer niedrigeren Thierstufe als die Lazzaroni Neapels und die Bettlerhorden in Rom. — Dagegen sahen wir einzelne Stämme der afrikanischen Race, wie die Mandingoes, die Lucumi an der Westküste nicht weniger ehrlich und arbeitsam, mechanisch gewandt und muskelliebend, als ihre in Sklaverei gehaltenen Brüder in Amerika, und dabei noch außerdem so stolz und

auf ihrer Ansicht der Verschiedenheit der Racen, sie werden sogar, wenn es ihren Vortheil gilt, Progressisten und erblicken in den Aethiopiern eine niedrigere Entwicklungsstufe der kaukasischen Race, bei welcher letztern ihrer Ansicht nach erst der eigentliche Mensch beginnt, gerade wie ein gewisser Geburtsadel die Menschheit erst beim „Baron“ anfangen läßt. Also auch der wissenschaftliche Standpunkt scheint nicht der zum Zweck führende; denn es ist nicht sowohl die Einsicht, welche den Gegnern fehlt, als der Wille. Sogar die beredtesten Advocaten des Sklaventhums, wie Dr. Fuller, Chancellor Harper, Governor Hammond, Dr. Cartwright, Dr. Rott*) u. A. lassen durch alle ihre Schriften die

selbstbewußt, daß sie eher zum Selbstmord ihre Zuflucht nehmen würden, als eine Strafe der Schmach und Entehrung zu erleiden (vergl. D. Morton, *Crania Americana* p. 87). „Auch die Negerstämme der Fullahs“ (foules), schreibt der afrikanische Reisende Golberry (vol. I. p. 72), „waren sonst intelligent und betriebsam, und der Zustand der Grausamkeit und Wildheit, in den sie gegenwärtig gesunken, ist nur ihrem häufigen Verkehr mit den Mauren von Sahara zuzuschreiben.“

*) *Memoirs on Negro Slavery, prepared for and read before the Society for the advancement of learning of South Carolina, by Chancellor Harper.* — „*Diseases and peculiarities of the Negroes, by Dr. Cartwright.*“ — „*The dangers of a redundant Slave-population, by Dr.*

Ueberzeugung schimmern, „daß das Slaventhum ein Uebel sei, schon aus dem Grunde, weil es soviel Macht in der Hand des Einzelnen concentrirt, was bei der angeborenen Sucht des Menschen zu herrschen so leicht Anlaß zu Mißbrauch giebt.“ Selbst der fanatischste dieser Schriftsteller, welcher sich nicht scheut, das Slaventhum als „eine von der Vorsehung zum Segen und Wohl der afrikanischen Race eingefegte Institution“ zu betrachten*), sagt auf derselben Seite, wenige Zeilen später: „There is no question that slavery is an evil.“ Desgleichen traten schon in den Jahren 1831 und 1832 in der Legislative des Staates Virginien selbst mehrere Pflanzer auf, welche die Sklaverei als ein „großes moralisches und politisches Uebel“ bezeichneten. —

Wir wollen also versuchen, das Unrecht der Sklaverei von einem Standpunkte zu erörtern, von dem aus es den gewissenstauen Sklavenbesitzern am ersten einleuchtend sein dürfte, nämlich vom Standpunkte des pecuniären Vortheils. Und könnte es uns gelingen, die Sklavenbesitzer von ihrem materiellen Interesse bei der Abolition zu überzeugen,

Nott.“ — Fuller's Letters on Slavery. — Gov. Hammond's Letter to Clarkson. — Calhoun's Letter to Mr. King in Paris, August 1844. Vgl. De. Bow's South-Western Review. New-Orleans 1852.

*) De Bow's South-Western Review 1852. Vol. II. p. 339.

so dürfte dies der Sache der Befreiung einen größern Vorschub leisten, als die heiligsten Bibelgebote und die herzerreißendsten Sklavenseufzer, als alle Achtsprüche der Abolitionisten und die gefinnungsreinsten Tendenzromane, denn der nüchterne, poesielose Geist des Amerikaners läßt sich selten durch, wenn auch noch so markige Schriftgelehrtheit oder warmgefühlte Worte überführen und eines Bessern belehren, am wenigsten aber, wo es sich um die scheinbare Aufgebung eines pecuniären Vortheils handelt. Ein profanes Rechenexempel richtet bei solcher Gelegenheit Eindringlicheres aus, als die christlichsten Bibelbeweise eines Barnes^{*)}, oder die edelste Beredtsamkeit eines Channing's^{**}!

Es ist soweit unsere ausschließliche Absicht, den materiellen Gewinn herauszustellen, welcher durch eine allmählig auszuführende Emancipation der Negerklaven sowohl ihren Besitzern als den Staaten selbst erwachsen würde, und darzuthun, wie dieser Act, weit entfernt ein herbes Opfer zu sein, vielmehr das einzige Mittel ist, um die Bewohner des Südens vor einer ernstern Katastrophe zu bewahren, und das sitt-

*) An inquiry into the Scriptural views on Slavery by Albert Barnes. Philadelphia 1846.

***) The works of D. William C. Channing. Boston 1846. Vol. II. p. 7—155. u. Vol. V. p. 42.

liche und geistige Aufblühen der Südstaaten und ihr Bruderverhältniß zur Union zu fördern und zu befestigen.

Ein Hauptargument, das auch Henry Clay so vielfach gegen die plötzliche Emancipation eifern ließ, ist die enorme Summe, welche die Sklavenbevölkerung bereits darstellt *). Allein dieselbe erscheint weniger schreckbar und unerschwinglich, wenn sich an der Hebung des Uebels alle Gesellschaftsclassen betheiligen würden, wenn man die Sklavenablösung mit der Robotaufhebung der letzten Jahre im südlichen Europa vergleicht. Auch dort hatte seit Jahrhunderten ein System der Knechtschaft gewuchert, welches dem Sklaventhum Amerika's nicht ganz unähnlich war, und der Boden und dessen Bebauer auf die ungerechteste Weise dem Lehnherrn und der

*) Auch in England war die Abolition an große Geldopfer geknüpft. Der Sklavenhandel beschäftigte 160 Schiffe mit 5000 Matrosen. Seine Ausfuhr belief sich allein jährlich auf 800.000 Pfd. Sterling. Das Grundeigenthum Westindiens, welches von der Sklavenarbeit seinen Werth erhielt, war auf 100 Millionen Dollars geschätzt; die Producte desselben betragen jährlich 6 Mill. Pfd. Sterl., und beschäftigten Handelschiffe von zusammen 160,000 Tonnen Gehalt. — Und trotz dieser pecuniären Vortheile gab England diese unehrliche Erwerbsquelle unbedingt auf, weil, wie der große Fox erklärte: „there could be no regulation of murder.“

Geistlichkeit dienstbar machte. Die wichtigsten Arbeitstage in der geschäftreichsten Zeit mußte der Landmann der Cultur des fremden Bodens zuwenden und noch außerdem von dem Segen seiner Arbeit den zehnten Theil „der gestrengen Herrschaft“ abgeben. Nun stand allerdings der deutsche Bauer nicht das ganze Jahr in jener tyrannischen Unterwürfigkeit zu seiner Obrigkeit, wie der Sklave Amerika's zu seinem Besitzer, aber während der sogenannten Robottage befand sich derselbe unstreitig in einem ziemlich gleichen Zwangsverhältnisse.

Auch dieses Feudalsystem war durch Jahrhunderte des Bestandes geheiligt; die meisten Besizer erkannten darin sogar ein „unveräußerliches“ Recht, und besaßen wir in Deutschland nur ein Zehnthheil der amerikanischen Bibelgelahrtheit, so würde man gewiß auch die Unverletzlichkeit dieses Gesetzes durch göttliche Offenbarungen zu begründen gesucht haben. Viele Interessen waren mit dem Fortbestande dieser Institution eng verknüpft, und Tausende mußten sich durch ihren plötzlichen Fall an den Bettelstab gebracht fühlen. Dennoch schüttelte der Geist der Zeit so lange an dem immer unerträglicher werdenden Joche, bis es endlich abfiel, und der Jubelruf: „der Bauer ist frei“ wie ein Allelujah! durch die weiten deutschen Gauen hallte. Viele Millionen, viele reiche Existenzen waren jetzt mit einem Male in Frage ge-

stellt. Niemand wollte von einer Entschädigung etwas wissen, und gar viele der Sieger meinten, ein Unrecht werde dadurch, daß es sich ver Hundertjähre, keineswegs zu einem Rechte, sondern vielmehr zu einer noch größern Schuld. Doch bald gelangte man zu einer humanen Verständigung, wie denn überhaupt das deutsche Volk, sobald es vom ersten Revolutionsanfall wieder zur Besinnung kam, sich während der Dauer seiner momentanen Macht stets großmüthig, versöhnlich und vertrauensvoll bewies. Man theilte den durch die Bodenbefreiung entstandenen Capitalverlust in drei gleiche Theile, und der Grundbesitzer, der Staat und das Volk trugen gemeinsam den durch die plötzliche Bodenbefreiung verursachten pecuniären Schaden.

Könnte ein ähnliches Verfahren nicht auch in Amerika bei der Ablösung jener Schuld in Anwendung kommen, die an den Sklaven haftet?

Aber jedenfalls, wird man uns entgegen, geht ein Drittheil des Kapitals verloren, das in den Sklaven ruht, und der Süden ist nicht reich genug, um selbst dieses eine Drittheil einbüßen zu können. Auch dieser Verlust ist nur ein scheinbarer, ein momentaner, und fände tausendfältige Entschädigung in dem Aufschwunge, den das gesammte Staatsleben durch die Befreiung der Arbeit von der Schmach des Sklaventhums nehmen würde. Die Einwanderung

bätte nicht mehr Ursache, ihren Weg über den Süden zu nehmen, sondern würde sich gleich in jenen fruchtbaren Landstrichen des untern Mississippi ansiedeln; die 572 Millionen Acker der Sklavenstaaten, von denen gegenwärtig kaum viel mehr als die Hälfte cultivirt sind, würden sich mit zahlreichen Farmen beleben, und der Grundbesitz bald eine Höhe erreichen, welche den erlittenen Verlust weit überragte. Handel, Industrie und alle Zweige menschlicher Thätigkeit würden in gleichem Verhältnisse aufblühen und durch ihr freudiges Entfalten immer deutlicher die Ursache erklären lassen, welche bisher die Südstaaten trotz der Gunst ihrer klimatischen, geognostischen, physischen und materiellen Verhältnisse so vielfach hinter freien Staaten zurückbleiben läßt. *) Haben wir doch selbst Sklavenbesitzer, welche funfzig Jahre die Louisiana bewohnen und durch Familienbände wie

*) Der Tonnengehalt sämmtlicher Handelschiffe der freien Staaten beträgt 3,418,382 Tonnen, während jener der Sklavenstaaten nur 941,552 Tonnen erweist. Trotz dem großartigen Handelsverkehr in New-Orleans giebt es noch nicht eine einzige directe Dampfschiffverbindung zwischen dieser Stadt und Europa, wie solche weit kleinere Handelsplätze freier Staaten, wie Philadelphia, Halifax zc., unterhalten. — Die Naturproducte, welche der Norden vom Süden zum Verbrauch in seinen Fabriken bezieht, betragen jährlich ungefährl 15 Millionen Dollars.

durch materielle Interessen mit der Wohlfahrt des Südens eng verbunden sind, zugestehen hören, daß zehn Jahre der Sklaven = Emancipation die Louisiana reicher, sittlicher, blühender und glücklicher machen würden, als sie je vorher gewesen!

Der Leser muß uns aber auch gestatten, manchen andern Scrupel zu lösen, der das Begriffsvermögen der Sklavenhalter noch gefangen halten könnte. Wer wird nämlich die so beschwerliche Arbeit auf den Zuckerplantagen und den Baumwollensfeldern des Südens besorgen, wenn die Millionen Sklaven, die sie jetzt verrichten, frei geworden sind?

Für's Erste haben wir schon oben angedeutet, wie die Emancipation nur allmählig nach bestimmten Jahresclassen und unter dem wohlthätigen Einflusse praktischer Erziehung Statt finden soll, wodurch ohnedies alles Bedenken über ein plötzliches Brachliegen der südlichen Ebenen von selbst wegfällt; aber wir bestreiten noch überdies die unter den Sklavenbesitzern so allgemein verbreitete Meinung, als würden alle drei Millionen Negerklaven bei einer Emancipation sammt und sonders auf und davon laufen. Wer je die Unwissenheit und sociale Unbeholfenheit der Plantagennegers, Dank der Verwahrlosungsorge ihrer Besitzer, zu beobachten Sinn und Gelegenheit gehabt, wird schwerlich eine solche Befürchtung gegründet finden. Wohl dürften einzelne Wanderungen

auf solchen Plantagen Statt finden, auf welchen die Neger tyrannische Behandlungen erlitten haben; wo aber nur einigermaßen die Existenz erträglich ist, werden sie gern bleiben, und um so lieber arbeiten, wenn ihnen ihr Schweiß Früchte bringt, und nicht mehr über ihrem häuslichen Herd das Damoklesschwert der Trennung und der Willkür hängt.

Zahlreiche Sklaven wohlwollender Besizer, mit denen wir im Gespräch auf diesen Moment anzuspielen versuchten, betheuert, daß die meisten von ihnen mit noch größerer Bereitwilligkeit einen Lebensweg verfolgen würden, für den sie nun einmal herangezogen worden, wenn dessen Bahn nicht mehr der Fluch des Sklaventhums so rauh und blutig machte! Die Verwandlung seines Verhältnisses von dem Joche herrischer Willkür in eine freie, ehrliche Selbstständigkeit würde eine so glückliche und erhebende sein, daß der befreite Sklave wahrscheinlicher die Begründung seines neuen Zustandes auf der alten Scholle, als in einer unbekanntem dunklen Zukunft suchen würde. Man klagt immer über die Trägheit freigelassener Sklaven, und führt die westindischen Inseln und Hayti als Beweis dafür auf. In Central-Amerika hingegen, und namentlich in Costa Rica, geschieht die ganze reiche Cultur südlicher Producte durch freie Menschen. Costa Rica ist ein rasch aufblühender Staat. Könnte man nicht eher

schließen, daß wie die Sklaverei nichts zu berühren vermag, was sie nicht erniedrigt, die Freiheit nichts berühren kann, was sie nicht erhebt?

Allein selbst für den Fall, daß ein großer Theil der Sklaven wandern möchte, giebt es noch einen Ausweg, diesen Ausfall für die Cultur der südlichen Producte zu decken. Es ist dies die Verwendung weißer Arbeiter und namentlich solcher, welche schon lange Zeit im Süden leben oder gar dort geboren sind. Daß sie sich vollkommen zu den strengsten Arbeiten eignen, beweisen die Hunderttausende von schweren Baumwollenballen und Zuckerräffern, welche man von weißen Händen unter der glühendsten Sonnenhitze an der Levée in New-Orleans aus den Schiffen an's Ufer wälzen sieht, während man es noch vor 20 Jahren, wie uns Personen, die sich zu jener Zeit in New-Orleans niederließen, erzählten, für einen Weißen unmöglich hielt, an der Levée zu arbeiten.

Ein großer Theil der Sklaven verrichtet indeß Arbeiten, die eben so leicht und unbeschwerlich von weißen Händen besorgt werden könnten. Viele Weiße kaufen Sklaven, bloß um sie als Tagelöhner auszuleihen, und durch ihren Schweiß ein bequemeres Leben führen zu können. Wir trafen in New-Orleans eine Amerikanerin, die sich für 500 Dollars eine Sklavin kaufte, und diese sodann für 4 Dollar

des Tages auslieh, so daß ihr das für 500 Dollars erkaufte Menschenblut jährlich ungefähr 300 Dollars Interessen bringt. Arbeitet sich nun auch die arme Sklavin in ein paar Jahren zu Tode, so geht darum nichts an Kapital verloren, und man braucht nur ein anderes Stück Menschenleben zu feilschen!

Ein ähnlicher Fall ist uns durch zwei Sklaven bekannt geworden, denen wir einmal während einem unserer einsamen Spaziergänge in den Cypressenwäldern, wenige Meilen südlich von New-Orleans, begegneten. Sie erzählten, daß sie im Walde durch Holzfällen ihren Lebensunterhalt machen, und von dem mit schwerer Mühe Erworbenen ihrem Besitzer alle Monate zusammen 52 Dollars nach Hause bringen müssen. Dabei hatten sie noch außerdem für ihre Verköstigung und Bekleidung selbst zu sorgen, und noch eine dritte Sorge im Rücken, — die Züchtigung nämlich, im Fall sie das verlangte Monatsgeld nicht aufzubringen im Stande wären! Wenn diese Sklaven nicht emancipirt werden, so liegt doch gewiß weniger die Schuld in der Bodencultur, die man dadurch beeinträchtigt fürchtet, als in der — Geldtaschen-Cultur. — Auch bringt diese Gattung Neger dem Orte, wo sie dienen, selten Vorthell, denn während die freie Arbeit das Geld, das sie erwirbt, wieder ausgießt und auch Anderen genießen läßt, muß der Negersklave das Erworbene mit get-

ziger Hand zusammenraffen, um es seinem Herrn zu bringen, der vielleicht sogar mehrere hundert Meilen weit entfernt wohnt. Der Sklave zieht also oft noch Geld aus dem Orte heraus, in dem er sich verdingt, und seine Leistung steht dabei außerdem unter der eines Weißen.

Freie, weiße Arbeit wird allerdings theurer zu stehen kommen, als Lohnlose Sklavenmühe, aber sie wird dafür auch ausgiebiger, fruchtbringender sein, und überdies die unsichere Auslage eines enormen Kapitals ersparen.

Ein anderes, und vielleicht das traurigste und beschämendste Bedenken der Sklavenbesitzer gegen die Abolition ist die Voraussetzung, durch eine Beeinträchtigung in ihren Einkünften nicht mehr in solchem Behagen leben, und ihre Kinder keine so kostspielige Erziehung genießen lassen zu können. Denn der Südländer bildet sich nicht wenig darauf ein, daß eine so große Anzahl verdienstvoller Staatsmänner Eingeborene des Südens sind, und meint, solcher Aufwand für Wissen könne nur in Staaten erzielt werden, wo die Sklaverei so reiche materielle Vortheile an die Hand giebt. Ja wir haben sogar aus dem Munde eines hochgebildeten Mannes hören müssen, daß die Wissenschaft ohne den durch Sklaveneiß erworbenen Wohlstand des Südens weit weniger in Amerika unterstützt, und die Werke manches

Gelehrten und mancher deutscher Reisenden nicht so häufig gekauft werden würden. Es giebt wirklich Männer im Süden, die so befangen sind zu glauben, aller Segen alle geistige Freiheit Amerika's kommen von der Sklaverei!!

Der Schimmer von Wahrheit an dieser Meinung ist, daß im Süden Bildung das Privilegium reichthumbevorzugter Einzelner ist, während dieselbe in den freien Staaten des Ostens und Westens ein erfreuliches Gemeingut der Masse ist. Die statistischen Tabellen über gewerbliches und sociales Gedeihen, über Vergehen und Verbrechen dürften deutlicher als alle Privatanfichten herausstellen, auf welcher Seite der sittliche, geistige und materielle Vortheil sich befindet. Mit dem geistigen Gute geht es gerade wie mit dem Segen irdischer Güter: derjenige Staat, dasjenige Volk sind am beneidenswerthesten, wo beide Güter sich in glücklicher Gleichmäßigkeit vertheilt finden.

Was endlich den vernichtenden Racetrug betrifft, dessen Herausbeschwörung sogar zwei geachtete deutsche Schriftsteller über Amerika, Dr. Andrée*) und Francis

*) Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen von Dr. Carl Andrée. Braunschweig 1854. p. 460. — Im Allgemeinen ist dieses Werk eine vortreffliche Compilationsarbeit voll Spuren deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit.

Grund *), der Erstere aus Mangel persönlicher Anschauung, der Andere aus zu einseitiger Betrachtung als die Folge einer Emancipation befürchten, so liegt diese Besorgniß gegenwärtig, wenn eine allmähliche Emancipation mit einer humanen Heranbildung der Sklaven für den Zustand der Freiheit Hand in Hand geht, mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Die Verhältnisse sind zu ungleich, um hier die Vorgänge in Hayti als Beispiel hinzustellen und gelten lassen zu können. Denn sollten sich nach einer freiwilligen Emancipation die Sklaven gegen ihre früheren Gebieter wirklich feindselig erheben, so würde in diesem Falle der Norden und der Osten an die Seite des Südens treten, und ihm Gesetz und Ordnung behaupten helfen.

Anders verhält es sich aber, wenn die Abschaffung der Sklaverei in ungewisse Zukunft hinausgeschoben bleibt, wenn die Neger, wie alle Völker, die durch politische und sociale Umstände zu einer bloß animalischen Existenz verdammt sind, immer massenhafter zunehmen, und sich mit ihrer Zahl auch der Haß gegen die weißen Zwingherren immer mehr steigert. Nach einer auf Grundlage der bisherigen

*) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen von Francis P. Grund. Stuttgart 1807. p. 356 ff.

Progression gestützten Wahrscheinlichkeitsrechnung wird sich die Zahl der Negerklaven des Südens binnen 50 Jahren auf 8,613,258, jene der freien Farbigen auf 1,135,620 Seelen vermehrt und die weiße Bevölkerung an Zahl weit überflügelt haben. *) Zu dieser in schreckenerregender Progression wachsenden schwarzen Race gesellt sich außerdem ein noch weit gefährlicheres Element: die Mulatten, die zwischen den Weißen und Schwarzen stehen, und wie jede Halbheit, welche sich ihrer Ohnmacht bewußt wird, doppelt zu fürchten sind. Wenn diese Mulattenbevölkerung zunimmt, und ihr Haß noch eingeleischer wird, ohne daß eine Abhülfe und Besserung ihres Sklavenverhältnisses eintritt, dann könnte allerdings auch im Süden der Vereinigten Staaten eine Zeit kommen, wo, wie in Hayti, eine sich selbst befreiende Sklavenmasse in ihrem Rachedurst einen Schauertoast ausbringt: „auf den letzten Tropfen Weißen Blutes!“

Die Lösung der Sklavenfrage ist indes glücklicher Weise nicht ganz der Willkür des südlichen Pflanzers überlassen. Sie wird näher gerückt, je mehr sich durch äußern Drang in den einzelnen Südstaaten die Nachtnebel des Sklaventhums zertheilen, je

*) E. Dr. Bow's Zahlenberechnung in der South-Western Review.

mehr das Gebiet zusammenschrumpft, auf dem noch das Unkraut der Sklaverei den edlen Keim freier Arbeit tödtet. Und wenn sich gar jene Kunde bestätigt, welche eben, wie ein plötzlicher Feuerruf in sorgloser Nachtruhe, schauernd an's Ohr der Sklavenzüchter des Südens dringt, daß auch das arme katholisch-monarchische Spanien seine Sklaven emancipirt, dann dürfte wohl die Frage der Abolition in ihr letztes, aber wichtigstes Stadium getreten sein.

Möchte die Krisis keine langwierige werden, möchte sie sich heilsam erweisen, damit nicht mehr, wenn auf Amerika und seine freien, menschheitbeglückenden Institutionen die Rede kommt, eine gewisse Partei mit Hohn den Vorwurf des Sklaventhums entgegenhalten kann, damit die Sonne nicht bloß im Osten der Union über freie, blühende Staaten aufgehe, sondern auch mit ihren letzten Scheidestrahlen nicht mehr hinter Sklavenhütten unterfinke!

S.

Ende des dritten Bandes.